

Evelin Senarclens de Grancy
Feuer unter den Füßen · Die Geschichte einer
Vaterlandsverräterin

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

2. Auflage 2009

ISBN 978-3-89969-042-2

Copyright © 2006 by PRINCIPAL Verlag, Münster/Westf.
www.principal.de

Titelbild: Lempicka, Tamara de: Das Modell, 1925
© VG Bild-Kunst, Bonn 2006

Porträtfoto: © Christine de Grancy

Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany

Evelin Senarclens de Grancy

Feuer unter den Füßen

Die Geschichte einer Vaterlandsverräterin



PRINCIPAL VERLAG

Zum Buch:

Kristina, ein junges Mädchen, besucht ihre Tante in Berlin. Sie will in der Hauptstadt der DDR studieren. Sie trifft auf Hürden, Heuchelei und Hoheitsstaat. Und sie trifft ihre große Liebe, Peter, der sie auch dann nicht loslässt, als sie längst verheiratet ist. Mit ihrem Ehemann, Norbert, flieht sie schließlich in den Westen. Ihre Hoffnung, in Freiheit und Wohlstand glücklich zu werden, wird auch hier enttäuscht.

Was Kristina mit der Zeit erkennen muss: Ihr Schicksal wird von Männern bestimmt, die ein doppeltes Spiel treiben. Doppelagenten. Das schöne Leben wird zum Horror. Ob Ost oder West - die Doppelbödigkeit von Staat, Macht und Einfluss kennt keine Grenzen. Und der Boden unter den Füßen wird auch im Westen zu heiß...

„Feuer unter den Füßen“ ist ein Roman mit autobiografischen Zügen, der die Verquickung von Macht und Intrigen zeigt und mit der bewegenden Geschichte einer jungen Frau verbindet, die auf der Suche nach Glück in die Fänge von Doppelagenten gerät. In Ost und West.

Zur Autorin:

EVELIN SENARCLENS DE GRANCY wurde 1941 in Halle an der Saale geboren und studierte in Ostberlin Germanistik. Mit ihrem ersten Mann flüchtete sie in den Westen, wo sie in Hildesheim und Hannover als Lehrerin arbeitete. Seit 2007 lebt sie mit ihrem dritten Ehemann in Wien.

*Die Höhe reizt uns,
nicht die Stufen,
den Gipfel im Auge,
wandeln wir gerne
auf der Ebene.*

(Goethe, Wilhelm Meisters Lehrjahre)

1.

Eiseskälte. Zentimeter für Zentimeter erobert sie meinen Rücken, ich fühle, wie sie den Nacken entlang bis in die Haarwurzeln kriecht, und dann schreie ich: »Nein! Nein!«

Dieses Nein, ich schreie es immer wieder in die Nebelschwaden, die vom Fluss zu uns hochwabern.

Mein Leben - wie schnell, wie leichtfüßig ist es dahingeeilt. Lieben, Lachen, Freude. Alles ist gut. Wie schnell, wie unerwartet das Aus. Zeit der Langsamkeit. Stillstand. Ratlosigkeit. Ist das Loch so tief? Oder falle ich nur so langsam? Erst jetzt schaue ich zurück. Ich bin entsetzt.

Wie soll es weitergehen?

Und du? Hast du je in dich hineingehorcht? Hast du dich je gefragt, wohin du willst? Bist du auf deinem Weg geblieben? Ja?

Ich nicht. Ich würde so gern neu anfangen. Umwege, Hindernisse, alles würde ich in Kauf nehmen.

Doch werde ich morgen noch leben?

Dort unten, nicht weit von uns entfernt, zischt, brodeln und gurgeln es. Wassermassen donnern, tosen an uns vorbei, dem Eisernen Tor entgegen. Gemächlich soll hier die Donau fließen, hier im breiten Becken kurz vor den tückischen Stromschnellen.

Plötzlich Wärme. Ich spüre Norberts Hand in meinem Nacken. Ich ergreife sie, dränge mich in seine Arme, wie ich es seit Langem nicht mehr getan habe. Eng umschlungen stehen wir, jeder sucht den Blick des anderen. Aber ein Liebespaar sind wir nicht, nicht mehr. Und ratsam ist es erst recht nicht, auf dem Grenzweg zu stehen. Wir müssen verrückt sein, hier so lange zu stehen, auf diesem verbotenen Weg. In der DDR hätten wir längst eine Kugel im Rücken gehabt. Und hier? Nebel... Nebel... Nebel über einer Wasserhölle. Ist das unser Glück?

Das haben wir uns ganz anders vorgestellt. So haben wir die Donau nicht erwartet, nicht hier, nicht an dieser Stelle. Und irgendwo müssen wir hinüber auf die andere Seite. Wir sind auf der Flucht vom Osten in die ersehnte Freiheit. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit... In Westdeutschland wollen wir alles finden.

Ein paar Schritte tasten wir uns die Uferböschung hinunter. Ich quäle mir ein Lächeln auf die Lippen und suche Norberts Augen.

»Hier hinüber? Unmöglich! Wahnsinn!«, hämmert es durch meinen Kopf. Mir fällt nichts Positives ein.

Und so brülle ich in das Donnern: »Wenn nicht erschossen, dann kann man hier wenigstens verlässlich ertrinken!«

Mein Mann lässt sich nicht aus der Ruhe bringen.

»Leicht wird es jedenfalls nicht.« Das immerhin sagt er.

»Nicht leicht?« Und prompt hocken wie auf Bestellung Tränen in meinen Augenwinkeln. Das hatte ich bereits als Kind hinreichend praktiziert, konnte jämmerlich mein Gesicht verziehen und hatte oft auch etwas erreicht, aber jetzt? Unnötig! Aus! Vorbei!

Ein leerer Blick in den Himmel. Keine Tränen. Selbstgespräche! Reichlich laut, zum Mithören.

»Es ist alles so trostlos. Ein Himmel wie am Totensonntag. Und dort oben hinter diesem Grau, versteckt sich der Mond. Dort wird ein Armstrong spazieren gehen. Bald steigt er zurück in seine Apollo. Und hast du nicht gesehen, landet er erneut auf der Erde. Nur mal so, nach etwa 380.000 Kilometern. Und wir? Wir brauchen nur ein oder zwei lausige Kilometer über den Fluss.«

Ich stoppe. Norberts zerfurchte Stirn verschließt mir den Mund. Schweigen.

Ganz langsam nimmt Norbert meine Hand und zieht mich behutsam die Böschung hinauf auf den Weg zu unserem Auto.

Wir fahren weiter donauabwärts. Hier Rumänien, jenseits des Nebels und jenseits der Donau Jugoslawien. Im Schnecken tempo geht es durch Schlaglöcher, Erdrisse, Geröllrin-

nen. Rechts abschüssig die Donau, links Felsgruppen, keine übermäßig hohen Berge, aber doch Felsen. Große Findlinge säumen den Weg. Als es dann flacher wird, gibt es die ersten Wiesen, sumpfige Wiesen.

Je weiter wir flussabwärts kommen, umso mehr zieht sich das Licht zurück. Der Nebel wird zunehmend dichter. Wir winden uns wieder bergauf, auf schmalem Weg von einem Wolkenberg in den nächsten. Dicke Tropfen prasseln plötzlich aus einer schwarzen Wolke auf unser Dach, Regen peitscht gegen das Glas. Norberts Stirn berührt fast die Windschutzscheibe, seine Augen sind zusammengekniffen. Er rudert mit dem Lenkrad wild hin und her.

Meine Füße scheinen angewachsen zu sein. Ich bewege nur unruhig die Zehen. Ein einziger Atemzug kann das Gleichgewicht des Schreckens stören. Ab und zu ein kurzer Blick zu Norbert, so aus den Augenwinkeln, ich sehe auf zusammengebissene Zähne und fühle mich steifer werden.

Endlich ein Lebenszeichen von Norbert: »Das Eiserne Tor! Dort das Schild! Nur einen Kilometer! Verdammt! Wir sind viel zu nahe. Zurück! Wir müssen zurück, bis zu unserem ersten Stopp. Schau mal auf die Karte! Es muss eine zweite Ausbuchtung geben. Die müssen wir finden, und dann werden wir erst einmal etwas essen. Und nun such gefälligst!«

Mein Kopf schnellte zu Norbert. Ich reiße meine Augen auf.

Diese zerknüllte alte Karte? Die Karte, nach der wir eigentlich vorhin schon an der breitesten Ausbuchtung gestanden haben, an der, wo die Donau so ruhig fließen soll. Es soll noch ein Becken geben? Und essen? Keinen Bissen bekomme ich hinunter! Was für ein Wahnsinn! Essen in der Schusslinie! Mahlzeit! Wir sind auf dem Holzweg! Die Flucht, wir müssen sie vergessen.

Mein Mund öffnet sich, dann Erstarrung, nur meine Hände flattern um mich herum.

»Die Karte?«, frage ich schließlich zaghaft. »Bei dem Nebel?«

Und nun bekomme ich ganz unerwartet Zustimmung. »Die Karte..., ja, die Karte... Verdammter Nebel... Vergiss die Kar-

te! Aber zurück müssen wir und weg vom Weg. Dann sehen wir weiter!«

Norberts Antwort ist für mich die Lösung. Kein Kartensuchen. Aufatmen. Kaum recke ich mich stolz empor, da schleudert mich Norberts Wendemanöver gegen die Seitenscheibe.

»Kristina, wo hast du deine Augen? Auf dich kann ich nicht obendrein aufpassen!« Mit einem harten Griff holt er mich auf den Sitz zurück. Ein kurzer Blick. »Alles in Ordnung?«

Ich nicke.

Und nun ist Norbert die Sanftheit in Person. Langsam, ganz langsam geht es vor und zurück, doch ein bisschen Bergrand schabt sein hochpoliertes Schmuckstück ab, ein paar Äste kratzen über das Blech, die Räder drehen einige Male durch, Steine schlagen dumpf gegen den Auspuff, und schon fahren wir dem Höllenschlund davon.

Niemand scheint sich für unseren Weg zu interessieren. Keine Menschenseele weit und breit. Je weiter wir fahren, umso ruhiger werde ich. Plötzlich ein Ruck. Norbert stoppt neben zwei übermannshohen Findlingen.

Wie zwei Wächter stehen sie am Wegesrand, dazwischen eine schmale Gasse, eine Sackgasse, am Ende Felswände, und links, ganz links ein kleines Geröllfeld. Vom Weg aus nicht einsehbar.

Wie ruhig Norbert lenkt! Vor und zurück. Vor und zurück. Endlich. Der Wagen steht hinter dem Felsbrocken auf dem kleinen Geröllfeld. Ohne Kratzer für die Ewigkeit.

Wir steigen aus. Die Karte liegt auf meinem Sitz, wie ausgebrütet. Ich atme auf und lege meine Arme um Norberts Hals. Er schiebt mich sanft beiseite und lacht zufrieden.

»Geschafft! Komm, essen wir etwas!«

Er greift nach der Essenskiste und einer Decke. Er findet auch gleich den richtigen Platz, einen Felsvorsprung direkt vor dem Findling. Wie praktisch er ist. Eigentlich der ideale Ehemann.

Es hat aufgehört zu regnen. Wir setzen uns in dem Augenblick, als der stürmische Wind in ein leichtes Säuseln über-

geht. Die gurgelnde und donnernde Tafelmusik der Donau scheint einen anderen Dirigenten bekommen zu haben. Alles sanfter, wie in Moll.

Der Wind hat sich gedreht. Er kommt vom Land. Und mit ihm Däfte von Basilikum, Thymian, Rosmarin und tausend anderen Wiesenkräutern.

Der Fluss! Endlich sehen wir ihn. Wie ein Vorhang im Theater langsam auseinandergleitet, so zieht sich der Nebel zurück. Erste Sonnenstrahlen tanzen über die Kreise der Strudel, lassen die Schaumkronen der Wellen kristallen glitzern, erreichen in der Ferne einen Ausschnitt des anderen Ufers, eine geröllige Uferböschung, Büsche, kleine Baumgruppen. Dahinter, wie in flüssiges Gold getaucht, ein riesiges Bergmassiv, umgeben von kleineren Kuppen.

Welch purpurnes Leuchten jetzt am Gipfel. Dann Rot, Orange, Lila, und schließlich ganz unten, dort, wo die Sonne nicht hindringt, Indigo. Welche Schönheit. Und kein Mensch. Es sieht alles so friedlich aus. Und das nach diesem Unwetter.

Wir lehnen uns an den Felsen, schließen die Augen. Die Sonne erwärmt unsere Körper. Es scheint so, als sei tief in der Sonne eine Glocke verborgen, die fröhlich klingelt und uns dazu auffordern will zu genießen, alle schrecklichen Gedanken zu vergessen. Wir reckeln uns, suchen unsere Hände, als sei nichts passiert.

Ich schmiege mich eng an Norberts Körper, er hingegen murmelt nur: »Ich möchte etwas ausruhen, ich bin so müde, ich..., du..., pass du auf! Ich...«, und nun decken tiefe Atemzüge die letzten Worte zu. Seine Hand, die mich gerade so sanft umschlossen hielt, fällt schlaff nach unten. Sein Körper scheint unter Strom zu stehen, seine Muskeln an den Armen und am Hals zucken mit den Augäpfeln um die Wette. Er hat den Kopf schräg an den Felsen gelegt, sein Gesicht ist auf einmal grau, so, als habe ihn in den letzten Minuten das Alter überfallen.

Mich packt eine wilde Sehnsucht, ihn zu umarmen, nicht nur so flüchtig, automatisch hebe ich die Arme, doch dann lasse ich sie fallen, lehne mich wieder zurück, schaue in den

Himmel, dann auf den Fluss. Der Himmel hat seine Farbe an die Donau abgegeben. Eine himmelblaue Donau. Kein Nebel! Keine Wasserhölle! Alles kann noch gut werden. Unsere Flucht. Norbert. Ich will mich ändern. Nur wie ich auf dieser Flucht eine Hilfe sein kann, das weiß ich nicht. Und schon träume ich in die glitzernden Schaumkronen.

Ein Blatt schwebt in leichten Schwingungen über dem schäumenden Weiß. Dann scheinen sich die Strudel schneller zu drehen, riesige Trichter zu bilden. Das Blatt zittert, dreht, wendet sich, wie im Spiel. Licht, Schatten, Licht. Ein zartes Gebilde, tänzelnd über einem gierigen schwarzen Schlund, dann ein Ruck, wie von Geisterhand in die Tiefe gezogen. Das Ende. Der Tanz, er ist aus. Ich friere. Eine Gänsehaut kriecht den Rücken entlang über die Arme.

Das Blatt. Hat das eine Bedeutung? Das Blatt. Ein Fingerzeig Gottes. Rechne mit deinem Leben ab! Die Zeit ist gekommen! Und sogleich sehe ich mich vor dem himmlischen Gericht.

»Gut oder nicht gut? Wie bin ich eigentlich?«

Fragend schaue ich auf gesenkte Häupter.

»Also schlecht? Ja, ich bin schlecht. Ich habe gelogen und betrogen. Die Umstände...«

»Aha, die Umstände.« Ich sehe das hohe Gericht nicken.

Und nun nicke ich. Ich nicke so heftig, dass ich aufwache. Ich muss verrückt sein. Jetzt. So einen Traum. Meine Fantasien! Das Gottesgericht? Wenig hilfreich. Zwei Jahre Studium des Marxismus-Leninismus. Und immer noch einen Gott im Kopf. Dabei sollte ich Marx, Lenin, unseren Ulbricht oder wenigstens die Genossen vom Komitee der Studienhilfe und all ihre sozialistischen Entwicklungsgesetze im Kopf haben. Das Gesetz von Ursache und Wirkung. Keine Wirkung bei mir. Die Genossen scheinen es mir nicht richtig eingetrichtert zu haben, obwohl ich stets fleißig gewesen bin. Bei Gott, das zumindest kann ich beschwören. Es sind die Umstände gewesen. Ja, die Umstände.

*

Die Umstände und Berlin! Begann wirklich alles in Berlin? Ja, es begann mit Berlin und Peter.

Es war ein trüber regnerischer Tag, als ich in Berlin ankam. War es Glück oder Pech? Ich erreichte beim Umsteigen in Halle sogar den vorhergehenden Zug. So stand ich bereits kurz vor zwölf auf den Stufen des S-Bahnhofes Friedrichstraße. Zwei Stunden zu früh!

Ich stand auf den Stufen und trippelte von einem Fuß auf den anderen. Windböen wirbelten feinsten Nieselregen direkt an meiner Nase vorbei und peitschten ihn die Straße entlang. Winzige Tropfen sammelten sich auf meiner Regenjacke und Kapuze, wuchsen an zu kleinen Perlen, die rasch dicker wurden und als mächtige Tropfen eine Weile verharrten, bis sie schließlich kleine Rinnsale bildeten. Von der Kapuze bahnten sie sich einen Weg über die Nase und die Wangen und rannen den Hals hinunter. Langsam wurde es unangenehm.

Berlin begrüßte mich reichlich nass. Und ich dachte, Berlin sehen und vor Glück fast umfallen.

Nicht einmal der Hauch eines Glücksgefühls stellte sich ein, denn sehen konnte ich es nicht, dieses Berlin. Der Nebel hing auch hier in den Straßenschluchten. Ich starrte auf die andere Straßenseite, kniff meine Augen zusammen, um besser sehen zu können. Die Brille hatte ich tief unten im Koffer versteckt, mit Brille fühlte ich mich immer hässlich. Jetzt hätte ich sie allerdings gebraucht.

Doch der Spruch vom blinden Huhn traf auf mich zu, auf der anderen Seite fing eine Schrift an zu blinken. »Pressecafé«, entzifferte ich mühsam.

Ich überquerte die Straße und hatte vor, mich gleich in das Café zu stürzen, nur der seltsame Eingang und der Glaskasten daneben mit der Getränkekarte bremsten mich erst einmal. Die Preise waren gepfeffert. Ich pustete vor mich hin. Es half alles nichts, es regnete, und irgendwo musste ich ja bleiben. Zunächst blieb ich vor der Tür im Regen stehen. An diese Tür musste ich mich gewöhnen. Sie bestand aus einem Drehkreuz, Glas in Messing gefasst. Dahinter ein roter Samtvorhang. Ziemlich nobel.

Ich stand mit offenem Mund, ganz ruhig, kerzengerade mit geschlossenen Füßen, so wie ich beim Morgenappell auf unserem Schulhof stand, wenn die DDR-Flagge gehisst wurde und ich unser Morgenlied »Bau auf, bau auf, freie deutsche Jugend bau auf« mit blitzenden Augen herausschmetterte. Jetzt sahen sie etwas trüb aus. Ich dachte an mein Taschengeld.

Wie von Geisterhand getrieben, schwang das Drehkreuz im Halbkreis gemächlich hin und her. Unverhofft Licht, ein kräftiger Schwung, ein heftiges Drehen. Die Tür spie ihre Beute aus. Ein junges Pärchen, wahrscheinlich Studenten.

Sie stürmten lachend mit Aktenmappen unter dem Arm aus dem Lokal, musterten mich kurz, ehe sie über die Straße eilten. Ich reagierte sofort. Mund zu. Hängeschultern hoch. Ich reckte meinen Hals zum Eingang.

Gemurmel, einzelne Stimmen, Wortfetzen, schrilles, aber auch dumpfes, lang anhaltendes gutmütiges Lachen. Wie eine Momentaufnahme, so, als wenn man eine Unterhaltungssendung im Radio kurz anstellte und sofort ausstellte. Einen Moment lang lauschte ich. Plötzlich ein Duft. Nein, es waren viele Düfte. Sie waren mir fremd in dieser Fülle. Behutsam, schließlich genussvoll atmete ich diese Luft ein.

Dieser Duft von Kaffee und Tee, von Parfüm, Orangen, von Kräutern, süß, lieblich, streng, scharf, würzig, vielleicht ein Hauch von echten Havanna-Zigarren.

Das also ist Berlin. Das lang ersehnte Glücksgefühl durchrieselte mich endlich.

Und schon setzte ich mit einem Handstoß das Drehkreuz in Schwung. Mit einem letzten Zerren bekam ich gerade noch meinen Koffer in den Zwischenraum des Drehkreuzes. Der rote Samtvorhang stoppte meinen Schwung. Wie gut. So konnte ich wenigstens die Kapuze mit einer Hand vom Kopf streifen und meinen Pferdeschwanz und die Ponyfrisur zurechtzupfen. Meine Mutter wäre stolz auf mich gewesen, denn ich brachte gleichzeitig meine Hängeschultern wieder in die richtige Höhe. Dann schob ich den Vorhang beiseite. Ein paar Schritte nach links. Der Gasträum, das Café. Wie eine große

Bühne! Meine Augen wanderten von links nach rechts.

Was für ein Café! Und so viele Menschen. Eine Weltenbühne. Als hätten sich heute hier Menschen aus aller Welt eingefunden, um eine Kristina Weiland als neue Berlinstudentin zu begrüßen. Schwarz gelockte, blonde, kurz geschorene, lange Haare über blassen, gelben, dunkelhäutigen Gesichtern. Köpfe mit Turbanen oder Hüten, mit Tüchern drapiert, Junge und Alte dicht nebeneinander. Nie hätte ich mir vorstellen können, dass so viel Menschen in ein Café passen könnten.

Meine Augen tasteten schließlich den Raum in Ruhe ab. Die Türen und die Garderobe hinter mir waren nicht interessant, aber nun wusste ich wenigstens, wo das bestimmte Örtchen war. Rechts neben mir glitzerte mich eine Spiegelwand an und davor thronte ein Tresen. Nein, er sah nobler aus, wie eine Bar, halbrund, allerdings ohne Barhocker.

Doch vor mir, da war das Leben, der Raum, wo man sich niedersetzte und sich unterhielt. Der eigentliche Caféraum war lang gestreckt, geteilt durch einen schmalen Gang in der Mitte. Zu beiden Seiten reihten sich neben- und hintereinander die einzelnen Caféhaustischchen mit ihren Marmorplatten und den Thonetstühlen. Sie standen auf schwarzen stumpf getretenen Fliesen. Eine kalte Sache, wenn es nicht diese Wände und diese Decke gegeben hätte. Ein Himmel von Purpurrot, Goldeffekte durch Kerzengeflimmer der drei kristallinen Lüster an der Decke. Die Wände, bespannt mit einer feinen dunkelroten Seidentapete, schon recht zerschlissen, mit breiten Goldstreifen und zarten Blumenornamenten, unterbrochen von holzvertäfelten Wandflächen, die wiederum einen Bezug zum Holz der Theke herstellten.

Die dreiarmigen Wandleuchten auf der Holzvertäfelung ließen diese nicht so dunkel erscheinen. Matter Glanz von den vielen Lichtquellen spiegelte sich im Holz. An der hinteren Querwand verdoppelte ein großer barocker Spiegel die ganze Caféhausgesellschaft.

Die lange Fensterfront auf der linken Seite konnte man nur ahnen. Dicht geraffte Stores verweigerten dem Tageslicht den Zutritt. Wenn man am Fenster saß und die Nase

möglichst dicht an die Gardine brachte, konnte man wahrscheinlich hinausschauen und das Treiben draußen erkennen, nur umgekehrt war das kaum möglich. Höhlencharakter. Eine Luxushöhle.

In der Ecke stand eine alte Standuhr, die tatsächlich ging. Hier konnte also jedem seine Stunde schlagen. Man hatte in diesem Café wohl an alles gedacht.

Für einen Augenblick schloss ich die Augen, riss sie dann umso weiter auf und drehte mich noch einmal zur Bar um. Dieses knallige Orange? Waren das Apfelsinen? Tatsächlich! Auf der Theke standen Schalen, prall gefüllt mit Apfelsinen und Zitronen. Ich starrte auf die Schalen.

Wann hatte ich das letzte Mal Apfelsinen gegessen? Vielleicht vor zwei Monaten.

Wie war das damals in Weißenfels? Ich kam gerade vom Bahnhof. Ein kurzes Stoppen vor der Gartenpforte, der übliche Blick nach rechts. Unsere Familie, nein eigentlich jeder auf unserer Straßenseite, wir alle schauten immer nach rechts, wenn wir nach Hause kamen, denn rechts, am Ende der Moritz-Hill-Straße, am Anfang des Neubaugebietes gab es die HO-Kaufhalle. Hier gab es ab und zu Köstlichkeiten. Wenn man eine Menschenschlange sah, dann hieß es sofort losflitzen. Anstellen. Warten. Fragen war unwichtig. Schlangen ließen unsere Herzen freudiger schlagen. Wir sehnten uns nach Schlangen. Das war wie ein zweites Weihnachtsfest. Was würde es geben? Erst einmal jede Menge Witze und Lachen. Und wenn man Glück hatte Bananen, Apfelsinen, Ananas, Tomaten, Schweizer Käse, guten Bauernschinken, Kondensmilch oder Kaffee? Am Abend hielten wir unsere Einkäufe wie Trophäen hoch. Mein Glück hieß damals Apfelsinen.

Wie hypnotisiert sah ich nun auf diese Apfelsinen. Der Barkeeper, wahrscheinlich ein Vietnameser, weckte mich aus meiner Verzückung.

»Na, ein Drink? Ich machen die besten Orangenflips.«

»Ja, ja, gern, aber ich brauche erst mal einen Platz.«

Wo sollte ich mich hinsetzen? Auf den ersten Blick sah ich keinen freien Platz. Und zur Salzsäule wollte ich auch nicht erstarren. Meine Augen kreisten über die Köpfe. Murmeln, Lachen, Gesprächsfetzen in den verschiedensten Sprachen.

Der Tisch gleich neben der Tür war besetzt. Leger zurückgelehnt, plaudernd vier ältere Herren, seidig glänzende dunkle Anzüge mit Westen tragend, Schlipse fein geknotet, gestreift und gepunktet. Der Älteste mit Schlapphut, Goldrandbrille, Zigarre in der Hand, genüsslich mehrmals daran ziehend, schließlich hörte es sich wie Schmatzen an, begann zu sprechen. Ich spitzte meine Ohren. Worüber sprach man hier so, in Berlin? Das interessierte mich.

»Berlin ist nicht mehr das, was es einmal war..., Hauptstadt der Deutschen Demokratischen Republik..., und das schon zehn Jahre...

Uns überholen, da lache ich nur..., doch wir müssen stets aufs Neue... Schicksalsgemeinschaft..., Genius Loci..., im Unterbewusstsein..., Durchhaltevermögen...«

Dann der Jüngste der Runde mit gepflegt gescheiteltem Haar, ohne Zigarre, gleich besser zu verstehen.

»Ja, aber denkt an das alte Karthago, verflucht war es, ging unter, verödete..., und dann Tunis, dicht daneben die Zukunft..., völlig unbedeutend, wie Ostberlin..., die Russen..., Moskau... Metropole Sowjeteuropas, hätten sie gern... Nicht mit uns...«

Mir war sofort klar, dass diese Herren aus dem Westen kommen mussten.

So sehen die Kapitalisten aus dem Westen aus. Und so etwas sitzt bei uns im Pressecafé, redet dummes Zeug, schlürft die Orangenflips und trinkt unseren Kaffee, dachte ich erbost.

Lachsalven vom Tisch rechts. Junge Leute. Pfennigabsätze und Kreppsohlen ragten mir entgegen. Das junge Mädchen mit den Pfennigabsätzen wedelte ihren Pferdeschwanz hin und her, im Gleichklang mit dem Kopf.

Mit den Armen fuchtelte sie abweisend herum. »Ne, ne, morjen jehts ins Astor. Da is Premiere. Ein Film mit Heinz

Rühmann. Und davor illuminierte Wasserspiele. Ja, da kiekt ihr, wat, bin immer jut informiert.«

Das musste wieder Westberlin sein. Und schon klingelte es in meinen Ohren. Die Worte meiner Mutter, ellenlange Tiraden, die ich eigentlich vergessen wollte.

»Westberlin ist ein Sündenbabel. Da wird nur gegen unsere DDR gehetzt. Menschen werden in den Westen gelockt, mit falschen Versprechungen. Und dann stehen sie auf der Straße und müssen verhungern. In unserem Teil, in unserer Hauptstadt, herrscht Ordnung.«

Meine Mutter schien keine Ahnung zu haben. Wenn sie mich hier sehen könnte, bekäme sie glatt einen Herzschlag.

Endlich entdeckte ich am Fenster einen freien Stuhl an einem Tisch mit drei Sitzplätzen. Zwei Männer mit cremefarbenen Turbanen, kunstvoll gebunden, saßen bereits daran. Majestätisch und unnahbar lehnten sich diese Herren in ihren gestreiften weißen Seidenhemden an die Stuhllehnen. Auf die Geste kommt es an. Wie leicht man aus einem Stuhl einen Thron machen kann.

Ihre Hände hatten sie gut sichtbar in ihren Schoß gelegt. An den Fingern blitzten wie bei Königen die Symbole ihrer Macht, goldene Ringe, die allerdings kaum zu sehen waren, weil große grüne und rote Steine fast den ganzen Finger verdeckten, auf dem sie steckten. Rubine, Smaragde? Ich wusste es nicht, aber da wollte ich nicht sitzen. Und dann hörte ich auch noch ihr Englisch: »Oh, yes, I think, it would be very nice.«

Sollten sie es nett haben, ohne mich, und nun flüchtete ich gleich ein Stück weiter in den hinteren Teil des Cafés, zu einem Herrn, der allein am letzten Tisch am Fenster saß. Er rührte mit einem Löffelchen in einer Tasse. Die grauen Haare erinnerten mich an meinen Vater. Sie waren genauso kurz geschnitten, erst beim Näherkommen entdeckte ich die krausen Locken. Irgendetwas ließ mich auf einmal stutzen.

Die gleichmäßige Bewegung war es. Er rührte und rührte. Bald wird sein Kaffee kalt sein. Er schaute nicht in die Runde, nein, nur in seine Tasse. Grübelte er? Dachte er nach? Nein.

Seine Augenlider zuckten. Warum? Und jetzt entdeckte ich es. Er fixierte mich aus den Augenwinkeln heraus. Seinen Kopf bewegte er dabei keinen Zentimeter. Wollte dieser Mann etwas von mir?

Unschlüssig stand ich einen Moment da, schaute in die gekräuselten Locken, doch er hob nicht den Kopf. Er rührte weiter. Mit einem Ruck drehte ich mich weg, nach ein paar Schritten entdeckte ich auf der anderen Seite neben der Uhr einen freien Tisch. Ich riss mein Köfferchen an mich und hastete durch die Tischreihen. In dem Augenblick passierte es.

Noch im Fallen fluchte ich über den Irren, der seine Beine so unverschämt lang in den Gang gestreckt hatte.

Ich bemerkte sie zu spät, stolperte, wollte mich mit der linken Hand an einer Stuhllehne festhalten, krachte dafür auf der anderen Seite mit meinem Koffer an eine Tischkante.

Dieses Poltern und Krachen, dann ein Klicken und mein entsetzter Aufschrei: »Verdammt!«

Ich lag auf dem Boden. Eisige Stille. Dann Stühlescharren, Rufe. Vorsichtig hob ich meinen Kopf, als eine Welle von Gelächter über mich hinwegrollte. Gerade wollte ich mich empört aufrichten, da entdeckte ich vor mir meinen geöffneten Koffer.

Er hatte alles ausgespien, was ich so mühsam verpackt hatte: Slips, meine letzte Errungenschaft von einem Büstenhalter, ein zartes durchsichtiges Gewebe, das wohl kaum etwas halten konnte, aber das war bei mir auch nicht nötig, und über allem, als hätte es jemand sorgfältig drapiert, der Inhalt eines Paketes voller Binden für die bewussten Tage. Wie angenehm war jetzt so ein kalter Boden.

Wahrscheinlich wäre ich eine Weile liegen geblieben, wenn es da nicht eine Hand und einen kräftigen Arm gegeben hätte, der mich nach oben zog.

»Nun, alles okay? Oder wollen Sie für immer da unten liegen bleiben?«

Ich schaute auf und blickte in Augen. Lichtes Grün. Bernsteinfarbene Punkte. Ich vergaß für einen Augenblick meinen Koffer. Ich forschte in diesem schmalen Gesicht mit der leicht

gebogenen Adlernase. Es war nicht schön, aber markant und irgendwie eckig, mit strengen Gesichtszügen, die festen Willen bezeugten. Und noch mehr. Kraft, Magie, Mystik, Herzlichkeit, Wärme, Intelligenz, sogar die Wildheit eines Wolfes traute ich ihm zu. Selbst die wirr in die Stirn fallenden Locken gefielen mir. Keine Frage. Ich hatte mich Knall und Fall verliebt. Ausgerechnet jetzt, wo ich aussah wie ein nasser Pudel. So lernte ich Peter kennen.

Plötzlich lachte er kurz auf. Ein Hauch von Spott zeigte sich auf seinem Gesicht. Erst helfen, dann spotten. Warum? Ich holte tief Luft, und richtete mich auf, so richtig kerzengerade stand ich vor ihm. Ich wartete.

»Nun setzen Sie sich erst einmal hin!« Peter zog einen Stuhl an seinen Tisch.

Ich stotterte so etwas wie: »Danke. Danke, ich muss...«

Mein Koffer war mir eingefallen. Schweißperlen traten mir auf die Stirn. Ich fühlte die Reste meiner Wimperntusche laufen, kleine dunkle Rinnsale musste es gleich geben. Und es gab sie. Hastig wischte ich sie weg. Peters Mund wurde immer breiter, schien fast Kontakt zu den Ohren zu haben.

»Ein bisschen ramponiert, was? Setzen Sie sich endlich! Ich werde mich mal um all die delikatsten Sachen aus dem Koffer kümmern!«

Dabei drückte er mich auf den Stuhl und lachte unbekümmert, herzlich und vor allem laut. Zu allem Überfluss begleitete seine Einräumaktion wohlwollendes Gemurmel und anfeuernde Zwischenrufe.

Mir fiel so ein kleines Mäuslein ein, wie gut es das doch haben musste. Huschte davon, konnte sich in einem Loch verstecken und war einfach weg, nur nicht hier.

Zum Glück fiel mir mein Aussehen ein. Hastig fuhr ich mit den Händen durch meine Haare, zupfte meinen Pferdeschwanz zurecht und rubbelte nun mit einem Taschentuch im Gesicht herum. Gerade wollte ich es blitzschnell verschwinden lassen, da grinste mich mein Retter erneut an. Und wieder diese laute Stimme!

»Keine Sorge, die Schönheit hat dadurch nicht gelitten.

Und selbst wenn... Hören Sie, wie viele Kavaliere es hier in Berlin gibt? Ich glaube, jeder hätte für Sie gern den Koffer aufgehoben.«

Erneutes Lachen. Noch lauter. Noch schallender. Ein kleiner Groll begann sich in meiner Kehle zu sammeln, und so platzte ich denn heraus: »Zum Glück hat nicht jeder seine langen Beine in den Gang gestreckt!«

Ich reckte mich erneut und lehnte mich zurück. Wir schauten uns an, dann lachten wir beide, unser erstes gemeinsames Lachen. Plötzlich fühlte ich mich im Königreich des Glücks.

»Na, auch einen Kaffee?«, fragte Peter.

Ich nickte. Mit Blicken suchte Peter den Kellner. Eine Pause für mich. Es muss einen Instinkt geben, der den Frauen angeboren ist, bestimmte Dinge zu ahnen, so wie ich jetzt. Ich spürte bei Peter ein gewisses Interesse, doch gepaart mit Distanz.

Er war älter als ich, allerdings nicht zu alt für mich. Das hatte ich sofort entschieden. Mir gefiel alles an ihm, selbst sein Pullover, schwarz-weiß meliert. Er sah wie ein Seemannspullover aus mit einem dicken schwarzen Reißverschluss, den man je nach Bedarf bis zum Hals hochziehen konnte. Handgestrickt. Das sah ich sofort. Eine Frau? Ich schielte nach seinen Fingern. Ich atmete auf. Kein Ring. Aber viele Männer tragen keine Eheringe und sind trotzdem verheiratet. Ich wollte mehr erfahren und bastelte an einem Anfangssatz herum. Nichts, absolut nichts fiel mir ein.

»Danke für die Hilfe«, sagte ich schließlich.

Peter grinste. »Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange ist sich des rechten Weges wohl bewusst.«

Ehe ich etwas erwidern konnte, fügte er schnell hinzu: »Doch der den Augenblick ergreift, das ist der rechte Mann.«

Und nun grinste ich. Sprüche und Zitate waren mein Hobby. Meine Mutter und ebenso Tante Charlotte hatten mich mit Nachschlagewerken stets reichlich beschenkt, und ich schwärmte für Goethe.

So etwas von oben herab, ganz genüsslich kam die Antwort. »Faust, erster Teil.«

Ich weidete mich an den Augen meines Gegenübers. Augen voller Fragezeichen. Ich kam mir im Moment vor wie ein Tiger kurz vor dem Sprung nach seiner Beute, ich lauerte auf weitere Sprüche.

»Olala! Sie machen mich neugierig. Darf ich mich vorstellen?«

Schon wollte ich gnädig nicken, natürlich wartete er das nicht ab.

»Peter Zimmermann, zurzeit Schauspieler und Choreograf am Deutschen Theater in Ostberlin.«

Er streckte mir die Hand über dem Tisch entgegen, die ich nur allzu gerne nahm. Dann lehnte er sich so gönnerhaft zurück. Es störte mich. Und warum sagte er Ostberlin? Wie die Kapitalisten aus dem Westen, von Tisch eins. Und nun überlegte ich gar nicht mehr.

»Aha, Schauspieler...«, brachte ich gedehnt heraus. »Dann passt ja alles! Endlich konnten sie mal Zuschauer sein und kräftig mitlachen!«

Peter beugte sich ein wenig vor. Sein Mund schien immer breiter zu werden, seine Zähne bissen sich in der Unterlippe fest. Stille.

Wieder lässiges Zurücklehnen. Langsam die nächsten Worte: »Viel Ungeheures ist, doch nichts so Ungeheures wie der Mensch.«

Erneut Stille.

Und dann ich: »Sophokles..., Antigone...«

Diese Wörter ließ ich genauso langsam über meine Lippen träufeln.

Wie schnell Peter die Zähne wieder auseinander brachte, sein Blick war jetzt hellwach auf mich gerichtet.

»Sie sind für mich ein Phänomen!«

Ach, wie wohl fühlte ich mich in diesem Moment. Und nun rekelte ich mich auf meinem Stuhl.

Aber was sollte ich nun sagen? Etwas Lustiges? Etwas Provozierendes? Wie konnte ich diesen Peter noch neugieriger machen, neugierig auf mich?

Auch ein Schluck aus meiner Kaffeetasse brachte keinerlei Erleuchtung.

Und so antwortete ich ganz brav: »Zitate, Sprichwörter gehören zu meinem Steckenpferd. Im letzten Jahr haben wir in der Schule den Sophokles kreuz und quer gelesen. Außerdem spiele ich in einer Laienspielgruppe mit.

Wir haben gerade die Tragödie ›Antigone‹ von ihm aufgeführt. Also kein Phänomen. Übrigens heiße ich Kristina Weiland und komme aus Weißenfels.«

Peter nickte mir zu und murmelte nur ein Aha. Nach einer Weile: »Schöner Name.«

Wahrscheinlich hatte er sich gerade überlegt, warum ich für diese Antwort so viel Zeit gebraucht hatte. Schon sah ich meine Felle davonschwimmen.

Er warf ständig Blicke auf seine Uhr und nach dem Kellner.

»Und was hat Sie nach Berlin verschlagen?«, fragte er zwischen Uhr und Kellner.

»Ich möchte im Herbst an der Humboldt-Universität Germanistik studieren. Morgen ist die Immatrikulation und so eine Art Vorgespräch. Ich hoffe, dass alles gut geht.

Aber erst einmal will ich Berlin genießen und mein bestandenes Abitur feiern.«

Ich hatte mich wieder so seltsam hochgereckt, alles, ohne Atem zu holen heruntergerattert und erwartete nun einen höflichen Abgang.

Doch Peter schien auf einmal wie neugeboren. Er winkte den Kellner herbei und bestellte eine Flasche ›Rotkäppchen Sekt‹. Nun verstand ich die Welt nicht mehr. Ehe ich mein Grübeln vertiefen konnte, warum er ausgerechnet jetzt, nach meinem faden Vortrag zum Leben erwachte, rief er fröhlich: »Fangen wir mit dem Genießen an! Champagner kann dieses Haus allerdings nicht bieten, dafür müssten wir in den Westen der Stadt fahren.«

»Nein!«, rief ich erschrocken.

Peter stutzte. »Na, Sie waren wohl noch nie in Westberlin?«

»Nein, warum sollte ich? Ich möchte Berlin, die Hauptstadt unserer DDR, besser kennenlernen. Westberlin? Nein. Außerdem ist es verboten, ich meine für Studenten.«

»Sind Sie dauernd so brav? Tun nie was Verbotenes?«

Diesmal lächelte er mich nur an und füllte die Gläser. Wir prosteten uns zu und tranken, und das immer wieder. Ich war auf einmal die Lockerheit in Person. Die Zeit flog dahin.

Und ich musste zum Bahnhof, weil Tante Charlotte mich abholen wollte. Ich verfluchte insgeheim diese Abholerei, die ich mir selbst eingebrockt hatte. Und nun zerrte ich an meiner Uhr herum, ohne Erfolg. Peter wollte es nicht merken oder er merkte es tatsächlich nicht. Ich saß wie auf heißen Kohlen. Und Peter machte keine Anstalten, sich mit mir zu verabreden. Sollte ich etwa anfangen? Nein.

Ich drehte erneut das Zifferblatt zu mir. »Oh, kurz vor zwei, meine Tante, sie will mich abholen. Sie muss um siebzehn Uhr im Theater sein.«

Mit dem Wort Theater machte ich ihn sprachlos, das wollte ich jedoch in diesem Moment nicht, die Zeit lief mir davon.

»Ach, Theater. Ihre Tante arbeitet also im Theater. In welchem Theater?«, fragte er gedehnt, so, als wenn ich jede Menge Zeit hätte.

»Natürlich im Deutschen Theater«, grinste ich.

Und schon gruben sich Denkfalten in Peters Stirn.

Es war Punkt vierzehn Uhr. Der Gong war nicht zu überhören. Hier schlug wahrscheinlich dem Unglücklichen die Stunde. Und dieser Unglückliche war ich.

Ich stand auf, legte Geld für den Kaffee auf den Tisch und reichte Peter die Hand.

»Ich muss gehen. Der Rotkäppchensekt war köstlich. Ein wirklicher Genuss. Danke! Und übrigens, meine Tante ist die Kassiererin.«

Jetzt ließ Peter meine Hand nicht los. »Dann sehen wir uns heute. Um siebzehn Uhr an der Kasse. Ich lade Sie ein.«

Wie schnell sich doch das Blatt wenden konnte. Das Glück hatte keine Zeit, mich zu verlassen. Wir waren verabredet.

Ich fühlte mich auf einmal leicht wie eine Feder. Ich griff nach meinem Koffer, den mir Peter in meine Hand drückte. Er war aufgestanden. Unser Abschied war kurz. Ich drehte mich um und schlängelte mich wieder durch die Reihen. Der Mann mit den grauen lockigen Haaren war verschwunden.

Nur seine Tasse stand da. Sie war voll. Ich zuckte mit den Schultern und wunderte mich.

Zum Wundern hatte ich nicht allzu lange Zeit, denn meine Tante stand auf der andern Straßenseite und winkte mir zu. Meine Blicke umkreisten sie liebevoll, und so versuchte ich, Stück für Stück, alte Erinnerungen mit dem Neuen zu verknüpfen. Ich hatte sie lange nicht gesehen. Sie war inzwischen einen Kopf kleiner als ich und etwas korpulenter geworden. Ihre wunderschönen, dichten, rötlich blonden Haare flatterten als Locken im Wind. Ich konnte kein graues Haar entdecken. Dabei war sie schon fünfundsechzig.

»Deine Haare, sie sind immer noch so schön!«

»Allet Natur, mein Kind.« Quirlich und fröhlich, so hatte ich sie in Erinnerung.

»Kindchen, gib deiner ollen Tante mal 'nen dicken Kuss! Na ja, steif jefroren bist de ja nich jerade. Da kick mal eener an, jewachsen bist de ooch. Jut siehst de aus. Aber, sach mal«, und dabei schnupperte sie in der Luft herum, »du riechst nach Alkohol.«

Sie sah mich fragend an. »Kristina, hast du getrunken? Du warst doch nicht etwa...«

Meine Tante sprach hochdeutsch. Das war das Stimmungsbarometer, wie in alten Zeiten. Jetzt war es ihr bitterernst.

»Ach, Tantchen...« Mein ganzes Gesicht war tomatenrot, wie nach einem Sonnenbrand.

Sie sah mich prüfend an, dann griff sie nach meinem Koffer. »Ach, komm, Kindchen, gehen wir erst einmal nach Hause. Musst deiner ollen Tante nicht gleich alles erzählen. Machen wir es uns zu Hause erst einmal gemütlich. Gib mal das Köfferchen in die Mitte! Zu zweit jeht det allet besser.«

Ja, so war meine Tante. Sie war ein Kumpel.

Wir erreichten in etwa zwanzig Minuten die Oranienburger Straße, eine Seitenstraße der Friedrichstraße. Tante Charlotte bewohnte hier eine 3-Zimmer-Parterre-Wohnung in einem dreistöckigen alten Mietshaus.

Als wir in die Oranienburger Straße einbogen, blieb ich stehen. Ich versuchte, mich zu erinnern. Unser letzter Besuch lag viele Jahre zurück. Ich ließ meine Blicke die Straße entlanggleiten. Zunächst kam mir nichts bekannt vor.

Am Gehsteig parkten Kleinautomobile und Motorräder. Alles ein bisschen verschmutzt. Der Lärm der Friedrichstraße hallte herüber.

Doch auch in der Oranienburger Straße ächzende Busse, quietschende Bremsen. Geruch von Autoabgasen und Brikettqualm wehte über die Bürgersteige. Ein Stück Mauer, einstmals gefliest, ein paar grüne Kacheln zeigten sich am Sockel. Die Reste eines Hauses. Dahinter ein Zaun. Ödland, Schuttberge, Gestrüpp, Konservendosen, aufgeplatzte Matratzen, dazwischen spielende Kinder.

Tante Charlotte nickte wehmütig. »Ja, Kind, das war der Krieg. Ja, ja... Gleich sind wir an unserem Palais angelangt, es leidet vor sich hin, das alte Haus.«

Es war nicht nur alt, dieses Haus, es sah ziemlich verkommen aus. Der Putz der grauschwarzen Fassade bröckelte an mehreren Stellen. Dort an den Bruchstellen zeigte sich noch die einstige Farbe, Flecken von Beige erinnerten an alte Schönheit. Risse durchliefen überall die Außenwände.

Die blinden Fenster erschienen mir wie leere Augenhöhlen in einem fahlen Gesicht. Unter dem letzten bisschen weißer Farbe schaute graues zerschlissenes Holz hervor. Aber ein Glanzstück hatte dieses Haus. Der auf Hochglanz polierte Messingknauf an der Eingangspforte blitzte mich an.

Jetzt erinnerte ich mich an die große dicke Eichenholztür mit den vielen Schildern am Eingang, den Namen aller Mietparteien, ›den stummen Portier‹, wie Tante Charlotte ihn nannte. Ich las die Namen, von denen viele slawisch klangen. Namen mit -ke, -ki und -ow, so wie Klawuttke, die Nachbarin von Tante Charlotte. Oder die Kasulkes über Tante Charlotte. In Gedanken sah ich sie alle vor mir, denn sie kamen häufig zu Tante Charlottes Kaffeeklatsch.

Dann dachte ich an den Kasulke, der mir beibrachte, mit drei, ja sogar mit vier Bällen an der Hauswand zu jonglieren.

Und so fragte ich denn nach dem Kasulke. Tantchen kramte in ihrer Tasche und suchte ihren Schlüssel. Eine Familienkrankheit. Sogar meine ordentliche Mutter suchte ständig ihren Schlüssel.

»Ja, der Kasulke, unser Altkommunist mit einer Seele wie Butter, nur wenn es um seinen Kommunismus geht, ist er hart wie Stahl. Halbe Nächte hat er mit deinem Onkel jequatscht, wollte meinen Willi zum Kommunismus bekehren. Wie Hermann, deinen Vater. Mein Willi blieb allerdings seiner LDPD treu, solange er lebte. Nie wäre er in die SED gegangen. Aber der Kasulke war lange vor dem Krieg Kommunist, er hatte seine Träume, dafür wäre er bei Hitler fast hinter Jitter jekommen. Nur der Krieg hat ihn jerettet, und wat hat det arme Schwein dafür? Kniedurchschuss, ein Bein amputiert. Und immer noch so lustig. Es geht ihm gut.«

Endlich hatte Tante Charlotte den Schlüssel gefunden. Sie gab der Tür einen leichten Stoß. Knarren. Ein paar Schritte. Vor uns lag ein langes Flurgewölbe.

Rechts ein breiter Treppenaufgang, fünf Stufen zum Hochparterre, zu Tante Charlottes Wohnung, geradeaus war ein langer Durchgang, am Boden ausgetretene Platten, wo Helligkeit war, begann der Ausgang zum Hinterhof.

Das Licht ging an, eine Glühbirne am Kabel baumelte an der Decke und beleuchtete spärlich den Durchgang. Eine Frau kam die Stufen herunter, Lockenwickler im Haar.

Sie trug eine Kittelschürze voller Wiesenblumen in mehreren Farben, knallig bunt durcheinander versuchten sie, die Kaffeespritzer, Schokoladenflecken und andere Flecken zu übertönen. Nackte Beine in gefütterten Hausschuhen, mit kleinen gelben Sprengeln, wahrscheinlich vom letzten Frühstücksei.

In der linken Hand hatte sie einen Abfalleimer, im Mundwinkel eine Zigarette. Frau Klawuttke. Wir begrüßten uns, doch schnell schlurfte sie an uns vorbei.

Sie steuerte die dunkelgrauen Mülleimer auf dem Hinterhof an. Traurig schaute ich in diesen schmalen Schacht, über ihm ein Karree von grauem Himmel.

Ich wollte mich gerade abwenden, in dem Moment entdeckte ich zwischen den schmutzig braunen Ziegeln des Hofpflasters so etwas wie Erde. Darin stand eine Kletterrose, die sich an der Mauer emporgerankt hatte.

Kahl war sie, trotzdem schien sie zu leben, und irgendjemand hütete sie. Ein paar Lumpen waren zum Schutz um den Stamm gewickelt.

Ich fühlte mich gleich viel besser.

»Ja, mein Kind, eine Kletterrose ist noch übrig, damals vor dem Krieg war die ganze Wand voll. Unsere Klawuttke behütet nun die eine. Is 'ne ehrliche Seele. Hat ein Herz für alles, vereinsamt langsam. Ihr Mann gilt als vermisst. Im Krieg geblieben...«

Sofort vergab ich der Klawuttke ihr schlampiges Aussehen. Ich schämte mich und hatte lauter gute Vorsätze. Blumen wollte ich der Klawuttke bringen, der ehrlichen Seele.

Ich war ebenfalls eine ehrliche Seele - damals. Noch im Treppenhaus erzählte ich meiner Tante, warum ich leicht beschwipst am Bahnhof in ihre Arme fiel. Natürlich kannte sie Peter Zimmermann. Und Tantchen verstand alles. Ach, wie lachte sie. Sie konnte so herzlich lachen, bis ihr die Tränen kamen. Und sie kamen, als ich ihr das Desaster mit dem Koffer und den Binden schilderte.

Sie lachte noch, als sie mich, kaum in der Wohnung angekommen, in ihre heiß geliebte Biedermeierecke schob. Zwei Sessel und ein Sofa passten genau in den Erker des Wohnzimmers. Wie in alten Zeiten setzten wir uns auf das Sofa. Die Kerze, die ständig ihren Platz in der Mitte des runden Tisches hatte, wurde angezündet, eine Schallplatte aus ihrem Klassikprogramm aufgelegt, dann Kaffee eingegossen. Und wie gewöhnlich gab es selbst gebackene ›Berliner‹.

Ich kuschelte mich in Tantchens Arme. Jeder träumte vor sich hin.

2.

Ein Rascheln lässt mich zusammenzucken, eine kleine Maus äugt mich an und huscht in eine Felsritze. Ich fahre mit meinen Händen über mein Gesicht und spüre die Nässe. Tränen. Habe ich geweint, in meinen Träumereien geweint? Nein, eher gelacht. Auch beim Lachen kommen mir jedes Mal die Tränen. Wie hingebungsvoll ich sie doch pflege, diese Tränen. Warum kann ich mich um andere Dinge nicht genauso fürsorglich kümmern? Ich träume zu viel. Die Wirklichkeit stiert mich an, die umliegenden Sachen. Das Brot, der Käse, die Wurst, alles in der Sonne.

Hastig räume ich die Sachen in die Kiste zurück. Mit tastenden Schritten bewege ich mich vorwärts, die Kiste an meinen Bauch gepresst und schaffe es, ohne viel Lärm zu machen, unseren Vorrat im Kofferraum zu verstauen. Ich atme auf und puste vor mich hin, als wenn ich stundenlang Schwerstarbeit geleistet hätte. Ich schiele zu Norbert. Er liegt wie zuvor bewegungslos am Felsen, wie eine urzeitliche Eidechse, wie versteinert. Dann entdecke ich die ersten Lebenszeichen, die Bauchdecke hebt und senkt sich, ein tiefer Seufzer, seine Augen blicken mich starr an, doch langsam kommt Leben hinein, eine Spur von Interesse.

»Danke dir, dass du Wache gehalten hast! Immer noch niemand in Sicht?«

Ich schüttele den Kopf.

»Und aufgeräumt hast du sogar.«

Norbert betrachtet mich und rekelte sich. Ich werde rot mit meinen Träumereien im Hinterkopf. Schnell biete ich Norbert ein idyllisches Szenario von Düften, das Himmelblau der Donau, die warmen Felswände, die glitzernden Strudel und ein lachendes Gesicht an. Das Blatt im Strudel gehört nicht dazu.

Auf einmal ist er unaufmerksam, er scheint zu grübeln.

»Komm, lass uns mal zur Donau hinuntergehen! Wir nehmen das Fernglas mit!«

Ich flitze sofort zum Auto. Das Fernglas. Wo ist es? In meiner Tasche? Im Rucksack? Im Fußraum finde ich es und atme auf. Warum bin ich so unaufmerksam? Ein toller Copilot bin ich, einer, den es dauernd in die Vergangenheit zieht, anstatt in die Gegenwart.

Norbert scheint sich keine großen Gedanken über die Vergangenheit zu machen. Gähnend meint er: »Warum bist du so hektisch? Wir haben jede Menge Zeit.«

Und so klettern wir einer hinter dem anderen die Böschung hinunter bis zum kiesigen Ufer.

Erst schaut Norbert durchs Fernglas, dann ich. Die letzten Nebelbänke sind inzwischen verschwunden. Eine warme Nachmittagssonne taucht die Flusslandschaft in ein goldenes Licht. Auf der anderen Seite präsentieren sich eine lang stromabwärts verlaufende Ausbuchtung und das flache steinige Ufer, dahinter saftige Wiesen mit gelben und weißen Farbtupfern. Auch der Weg ist nicht weit weg vom Ufer. Es ist ideal zum Landen, unsere Bühne der Nacht. Ich atme auf. Ein Blick zu Norbert. Wie steif er auf einmal dasteht, so eine Rührmich-nicht-an-Haltung. Er nimmt mir das Fernglas aus der Hand. Wie lange er flussabwärts schaut.

»Was ist? Die Bucht ist doch gut, da drüben?«, presse ich heraus.

Wortlos reicht er mir das Fernglas. Und dann sehe ich sie. Felsbrocken und Strudel, viele Meter vor dem Ufer. Das Blatt. Ich denke an das Blatt. Ein Tanz dort drüben? Eine reißende Strömung im Scheinwerferlicht der Sonne, den Strom hinunter, schön aneinandergereiht. Zum Tanzen keine Chance.

Und wir? Haben wir eine Chance? Würde unser Schlauchboot diese Strudel bezwingen können? Die Strudel zwischen den Felsen? Wie tief wird es dort sein?

Was würde sich dort drüben abspielen?

Ein Lustspiel? Wir haben es geschafft. Ende gut, alles gut? In die Arme fallen und von niemandem entdeckt in die Berge fliehen? Als Touristen getarnt lustige Lieder singen? Weg von der Donau! Weg von der Grenze!

Oder würde es ein Trauerspiel? Nicht geschafft! An die Felsen geschlagen! Ertrunken! Nein! Aber vielleicht erschossen?

Oder ein Empfangskommando von Grenzern. Gefängnis. Abschieben in den Osten, in die DDR. Nein, da gab es noch etwas.

Eine Ausnüchterungszelle für Alkoholleichen. Ein kleines Besäufnis auf der Donau. Unser Ausweg für den Notfall.

Dann käme es lediglich auf die Glaubwürdigkeit an. Könnten wir so gut schauspielern? Wir würden ein total verliebtes Paar sein, das bei Mondschein keine Ahnung von der Hölle hat.

Und auf einmal scheint Norbert meine Gedanken lesen zu können. Er murmelt: »Aufpassen müssen wir schon. Die Strömung ist dort ganz schön stark, trotzdem, das andere Ufer scheint sehr flach zu sein. Die letzten Meter kann man bestimmt im Wasser laufen.

Vielleicht müssen wir Theater spielen. Dann können wir uns einmal so richtig besaufen. Ein total besoffenes Liebespaar. Allerdings ohne langen Genuss. Verstehst du, Kristina? Keine Bange! Wir werden nicht geschnappt. Ich bringe uns da gut hinüber.«

Norbert lacht in mein angespanntes Gesicht, dann reicht er mir wieder das Fernglas.

»Beobachte die beiden Grenzwege! Komm sofort zu mir, wenn du jemanden siehst! Ich packe jetzt die Sachen für unsere Liebesnacht auf der Donau zusammen.«

Zunächst suche ich unermüdlich die Wege ab. Keine Bewegung, auf keiner Seite.

Bald erlahmen meine Füße. Ich entdecke einen Felsvorsprung am Weg mit guter Sicht nach allen Seiten. Ich setze mich und lasse meine Beine baumeln. Eine Zeit lang bin ich wirklich ganz eifrig. Langsam werden meine Arme schwer, und ich komme zu dem Entschluss, dass ich auch ohne Fernglas alles gut überblicken kann.

Erneutes Zurücklehnen. Der Felsen ist immer noch warm. Bald wird er kalt sein, dann kommt die Dunkelheit, die Nacht,

die Liebesnacht, eine schöne Liebesnacht, entweder eine mit Schrecken oder keine. Bitte keine! Diesmal keine Liebesnacht...

*

Damals in Berlin wünschte ich sie mir heiß und innig. Ich war ganz wild auf eine Liebesnacht mit Peter. Und nicht nur auf eine. Und ich tat alles, um ihn zu verführen. Total verpatzt hatte ich die erste Möglichkeit.

Peter ließ sich Zeit. Warum? Wir sahen uns fast täglich. Die Tage flogen nur so dahin. Nichts geschah. Zärtlichkeiten und Küsse, mehr nicht. Liebte er mich überhaupt?

Ich liebte ihn, alles liebte ich an ihm, seinen leichten federn- den Gang, wenn er mit wehendem Mantel auf mich zugeflogen kam und mich umarmte, die Kopfbewegung, wenn er mit einem Ruck seine Locken nach hinten wirbelte, wenn er mir die Haare aus der Stirn strich und mich küsste, wenn er mir mit seiner Bassstimme etwas vorsang und dann seinen Kopf in meinen Schoß kuschelte. Er war in allem so sicher und bestimmt, und ich hatte mich ihm einfach so anvertraut.

An einem Wochenende führte er mich nach dem Theater in den Künstlerklub ›Die Möwe‹, nicht weit vom Deutschen Theater entfernt.

Ich bewunderte gerade die Fassade des Hauses, den durch Säulen flankierten Eingang, als ein schlanker, dunkelhaariger, junger Mann auf uns zugestürmt kam. Glücklicherweise war ich nicht darüber. Ich hatte die Liebesnacht im Kopf.

»Hallo, Peter, lange nicht gesehen!«, rief er.

Es war Peters bester Schulfreund, Wolfgang Schauer. Wir machten uns bekannt.

»Herzlich willkommen in Berlin! Das erste Mal hier?«

»Nein. Mit meinen Eltern war ich als Kind oft in Berlin. Es ist lange her.«

»Dann wird es langsam Zeit, den Nabel der Welt kennenzulernen. Berlin ist ein Erlebnis. Vor allen Dingen solange es

in Berlin ausreichend Berliner gibt. Gott und alle Welt will nach Berlin. Sie etwa auch?»

Damals gab ich noch Pfeffer.

»Zum Glück gibt es das Umland, unsere DDR ist ebenfalls ein Erlebnis. Und was wäre Berlin ohne das Land? Verhungern würden die Berliner.«

»Ui, ui, ui, jetzt hat sie es mir gegeben, aber es war nicht so gemeint. Wir Berliner sind nun mal stolz auf Berlin und haben eine ganz schön große Klappe, doch wir meinen es nicht so. Verzeihen Sie mir?«

Natürlich verzieh ich ihm. Ich wollte ihn ja schnell loswerden.

Nur so einfach war das nicht. Er kam mit in ›die Möwe‹. Ein kleines Entree, an den Wänden Spiegel, rechts und links Garderoben. Es ging, glaube ich, in den Keller hinunter. Im schummrigen Dämmerlicht sind mir zwei Räume in Erinnerung geblieben, die durch Schiebetüren getrennt werden konnten. Eine Samttapete in dunklem Rosé schmückte die Wände. Kleine Lämpchen mit Seidenschirmen an den Wänden verbreiteten dezentes Licht. So fristeten die zahlreichen Fotos bekannter Schriftsteller und Schauspieler zu meinem Leidwesen ein Schattendasein. Mühsam erkannte ich gleich am Eingang Bertolt Brecht samt Helene Weigel neben unserem Staatsratsvorsitzenden Walter Ulbricht, weiter hinten entdeckte ich Porträts von Vico Torriani und Caterina Valente.

Der Parkettboden, die Tischchen mit den Schalensesseln, dazwischen ein paar Stehlampen, zauberten Gemütlichkeit in diese Räume.

Wir setzten uns nicht in die Schalensessel, wir strebten der Bar im Hintergrund zu. Neben der Bar gab es eine Empore, auf welcher ein Flügel, einige Notenständer und eine Mikrofonanlage zu sehen war. Eingerahmt wurde alles von zwei Riesenlautsprechern. Und an dieser Anlage stand ein langmähniges blondes Mädchen, sie war etwas älter als ich. Von meinem Barhocker aus fixierte ich sie. Ich war nicht die Einzige. Um uns herum schauten alle zu ihr. Selbst Peter. An ihrem Körper klebte ein schwarz schillerndes Kleid mit tie-

fem Dekolleté. Wenn sie sich gebückt hätte, dann wäre wohl ihr Bauchnabel in Sicht gekommen. Der Schlitz hatte es auch in sich. Er ging an der Seite fast bis zur Hüfte.

Sie war gut gebaut und hatte den Busen, der mir fehlte. Das musste ich anerkennen. Sie hatte das Mikrofon aus dem Ständer genommen und wedelte damit vor ihrem Körper hin und her. Sie spitzte ihren kirschroten Mund, so als wollte sie alle Welt küssen.

Sie warf die vorfallenden Haare elegant in den Nacken, stellte mal das rechte, mal das linke Bein nach vorn, sodass der Schlitz weit aufsprang und die Beine bis zum Hüftansatz zu sehen waren.

Dann ein Hüsteln, ein Räuspern. Schließlich der Anfang eines Schlagers: »Ein kleines Stelldichein kann so romantisch sein«.

»Ohne dich, ja ohne dich«, flüsterte ich vor mich hin.

Immer wieder erklang dieser Anfang, bis sie das Mikrofon beiseitelegte und auf uns zukam. Zuerst begrüßte sie Peter, dann Wolfgang, nach einer kurzen Musterung auch mich. Sie hatte Peter umarmt, Wolfgang nicht. Hatte das etwas zu bedeuten?

Ehe sie erneut zu ihrem Mikrofon tänzelte, warf sie Peter eine Kusshand zu. Und das vor meinen Augen.

Peter unterbrach meine Gedanken. »Na, gefällt sie dir etwa, unsere aufgedonnerte Tina? Unsere Ballettratte würde natürlich lieber Caterina Valente sein, nur wenn sie sich weiter so verrenkt, platzt ihr die Farbe von den Lippen und ihr Kleid wohl aus den Nähten.«

Ach, wie konnte ich doch jetzt nachsichtig lächeln. Eine gutmütige Großzügigkeit überfiel mich, und so warf ich ganz leicht dahin: »Na ja, aber sie kann es sich durchaus leisten!«

War das der Anfang zum kleinen Biest? Vielleicht. Schließlich hatte ich einiges vor an diesem Abend. Als die Tanzmusik begann, zog mich Peter sofort auf die kleine Tanzfläche. Es waren langsame Walzer und Blues. Wir schmiegt uns eng aneinander.

Peter sumnte die Melodien mit und hauchte mir einen

Kuss auf die Stirn. Ich spürte sein Verlangen nach mir wachsen. Ich schielte zu Tina und hoffte, dass sie uns zuschauen würde.

Ich entdeckte sie an der Bar. Und nicht nur sie. Augen auf, Augen zu, wieder auf. Hatte ich Halluzinationen? Nein. An der Bar rührte jemand gedankenverloren in einem hohen Glas mit roter Flüssigkeit. Dieses Rühren. Mein Atem stockte. Es war der Mann mit den kurzen grauen Locken aus dem Pressecafé. Sah er mich an? Sein Kopf drehte sich mit der Langsamkeit des Blues zu uns.

Er musste mich erkannt haben. Sekundenbruchteile kreuzte sich unser Blick. Diese Augen. Dieses Hellgrau. Ohne Leben. Kalt. Wie Gletscherseen. Den Kontakt, ich musste ihn halten. In diesem Moment begann ein Walzer, und Peter schleuderte mich voller Übermut mit kräftigem Schwung erst rechts, dann links herum. Ich hatte zu tun, im Takt zu bleiben. Dann, am Ende des Tanzes, ein Blick zur Bar. Der Unbekannte war wie vom Erdboden verschluckt. Also doch Halluzinationen? Nein. Das Glas mit roter Flüssigkeit und Strohhalm stand einsam auf dem Bartresen. Es war voll.

Der Nachhall von Musik war noch in meinen Ohren. Ein Rauschen kam dazu. Mir wurde schwindlig. Ich griff nach meinem Kopf, dann sackte ich in Peters Arme.

War es der Alkohol, das wilde Drehen oder diese plötzliche Unruhe, mit der ich nichts anfangen konnte, oder alles zusammen? Peter brachte mich in einem Taxi sofort nach Hause. Keine Umarmung, kein Kuss im Mondenschein, keine Liebesnacht. Ich hatte an jenem Abend alles vermässelt. Leider.

Die nächste Chance Peters Geburtstag. Er wohnte in der Chausseestraße. Mir gefiel die Wohnung zu ebener Erde sofort. Die Fenster gingen zu einem Hinterhof mit verwildertem Rasen und alten Fliederbäumen hinaus.

Ich lief durch große hohe Räume mit einem alten dunklen Parkettboden, bewunderte das quadratisch geformte Wohnzimmer mit zwei hohen Fenstern auf der linken Seite, die nur durch lange cremefarbene, grob gewebte Vorhänge verdeckt werden konnten. In der Mitte des Zimmers gruppierten

sich um einen niedrigen Glastisch eine Couch und vier Sessel aus dunkelbraunem, feinem weichem Leder.

Zwischen den Fenstern entdeckte ich einen Teewagen aus schwarzgelacktem Holz. Darauf standen ein Fernseher und im Fach darunter ein Plattenspieler und ein Radio.

»Du allein in so einer Wohnung?«, fragte ich.

»Nun ja, wenn man genügend Beziehungen hat, bekommt man alles, fast alles.«

»Aha. Interessant. Da gibt es also Geheimnisse und Verbindungen.« Ich war auf der Fährtsuche nach ehemaligen Freundinnen.

Peter lächelte. »Du wirst noch viel Zeit haben, mich kennenzulernen, doch fangen wir erst einmal mit meinen Prunkstücken an. Ich hänge sehr an ihnen. Es sind Erbstücke von meinen verstorbenen Eltern.«

Ich kam nicht dazu, nach seinen Eltern zu fragen, er zog mich ins Arbeitszimmer zu einem Schreibtischstuhl mit schwungvoll gedrechselten Beinen und einer durchgesessenen Sitzfläche aus Leder.

»Hier hat sich so mancher die Arschbacken abgesehen.«

Meine Augenlider zuckten hoch bei diesem Wort. Bei meiner Mutter wäre Peter damit durchgefallen.

Er schmunzelte nur und zeigte voller Stolz auf ein Biedermeier-Schreibpult. Peter öffnete eine schräge Klappe. Im Inneren gefielen mir besonders die elfenbeinfarbenen Griffknöpfe an den vielen kleinen Schubfächern. Vorsichtig strich ich über die Knöpfe und zog ein Schubfach auf. Nichts im Fach. Ich zog ein weiteres Schubfach auf. Leer. Das dritte. Auch leer.

Peter grinste. »So wirst du nie fündig. Erst dahinter wird es interessant, wenn du den Mechanismus kennst. Geheimfächer für die verschiedensten Liebesbriefe. Aber damit ist natürlich jetzt Schluss, denn da gibt es ja eine Kristina.«

Antworten war überflüssig. Es klingelte. Die ersten Geburtstagsgäste. Peter eröffnete nach einer kleinen Ansprache das Buffet in der Küche. Auf einmal eine stürmische Klingelei. Dann ein vielstimmiger Begrüßungskanon.

Peter stellte mir den Neuen in der Runde vor. »Das ist Claus, ein Schauspieler und Regisseur aus Westberlin, wir haben schon am Theater des Westens zusammengearbeitet, und nun wagt sich der liebe Claus ganz privat mal in den Osten.«

Claus hielt ein Paket in die Luft. Etwas in rotem Glanzpapier. Bedächtig wickelte er es aus. Zwei Bücher kamen zum Vorschein: Die Weltgeschichte in zwei Bänden.

Gemurmel, Zwischenrufe. »Und nicht angehalten worden, mit diesem verdächtigen Paket?«

»Natürlich habe ich euer ›Neues Deutschland‹ auch gekauft und obendrauf gelegt. Man muss es ja nicht unbedingt lesen.«

Wieder ein lautes Hallo. Zuprosten, trinken, essen. Und ich hörte weiter zu.

Claus aß, trank und sprach, er konnte alles auf einmal.

»Ach, übrigens, neulich war ich Gast beim Kulturbund, dort traf ich euren Siegfried Wagner, den Leiter der Kulturabteilung. Er will mit mir einen Vertrag machen.«

»Glaub nicht, dass du hier deine Lieblingsstücke spielen kannst«, warf Peter ein. »Wir haben gerade erst eine erneute Auflage erhalten, mindestens sechzig Prozent zeitgenössische revolutionäre Stücke, auch an der Oper, das jüngste Ergebnis der Plenarsitzung des ZK. Das ist Walter Ulbrichts Kulturreform.«

»Egal!«, rief Claus und stoppte Peters Redefluss. Er fuhr mit dem rechten Arm durch die Luft, als wenn er einen Bleistift in der Hand hätte und seine Worte unterstreichen wollte.

»Machen wir aus Shakespeare einen Revolutionär. Mit Mozart habt ihr es doch ebenso geschafft.«

»Wieso?«

Allgemeines Gemurmel.

»Die Hochzeit des Figaro‹ habt ihr eurem Feuchtwanger zu verdanken. Hat in Mozart den Revolutionär entdeckt. Sein Kommentar zum ›Figaro‹ wurde in eurem ›Neuen Deutschland‹ abgedruckt. Habt ihr es nicht gelesen?«

Kopfschütteln, Schulterzucken, Murmeln.

»Der Witz ist nur der, dass dieser bewusste Artikel von

einem eurer Kulturfunktionäre schon einmal geschrieben und bezahlt wurde, er war nur zu harmonisch, zu versöhnlich.

Also musste kurzerhand ein anderer alles noch einmal schreiben. Und euer versöhnlicher Kulturfunktionär ist wohl die längste Zeit Kulturfunktionär gewesen.«

»Ja«, erwiderte Peter, »das ist die neue Qualität unseres kulturellen und sozialistischen Lebens, damit muss man umgehen können. Seiner Stellvertreterin, dieser knallharten Politziege, die sich ständig auf Parteitagungen mit ihren ellenlangen Referaten profilieren will, der wäre das nicht passiert.«

Nun umschwirrte mich erneutes Gelächter.

Ich grübelte. Zweimal schreiben? Warum nicht? Wenn das Erste schlecht war. Aber wieso dafür bezahlen?

Ich schwieg vor mich hin. Und das fiel diesem Claus endlich auf.

»Entschuldigen Sie, Fräulein Kristina, dass wir so lange über Politik und Theater sprechen.«

»Nein, nein. Das ist in Ordnung. Alles interessant für mich«, wehrte ich ab.

»Walter Ulbrichts Rede auf der Plenarsitzung des ZK habe ich gelesen. Diese Kultur- und Schulplanrede hat mich besonders angesprochen. Ich will nämlich Lehrerin werden. Und wissen Sie, ich fand es toll, dass bei der letzten Sitzung auch Jungaktivisten vom VEB Kabelwerk und von einer LPG zu Wort kamen. Das gibt es nur in unserem Staat. Sogar eine Hortnerin von der zwölften Grundschule in Berlin sprach. Sie setzt schon jetzt die Kulturrevolution um. Die Arbeiter- und Bauernkinder planen dort ihre Nachmittage selbst, sie lernen ihre Führungsrolle.«

»Natürlich unter Aufsicht und genau so wie es die Kulturrevolution vorschreibt«, unterbrach er mich. Sein Mund verzog sich dabei fast bis zu den Ohren.

Und ich sagte einfach: »Ja.« Schmunzeln in der Runde. Das verstand ich nicht.

Doch nun hatte ich die ungeteilte Aufmerksamkeit aller. Claus schien sich an mir festbeißen zu wollen. In wenigen Minuten hatte er meinen ganzen Lebenslauf abgefragt. Frage.

Antwort. Alles ging ruck, zuck. Bei der Humboldt-Universität dann ein plötzlicher Stopp.

»Ach, an der Humboldt-Universität wollen Sie studieren... Gibt es denn da überhaupt Professoren?«

»Ja, warum nicht?«, fragte ich.

»Was habe ich neulich in der ›Frankfurter Allgemeinen‹ gelesen? Diese Uni soll händeringend Professoren suchen, zu viele blieben nach Gastvorlesungen einfach im Westen. Resümee der ›Frankfurter‹: ›Die alten Professoren, die es dort an der Uni gibt, sind entweder Trottel oder gekauft.«

»Das ist wohl eine Ente«, sagte ich laut. Und dann setzte ich noch einen drauf. »Vaterlandsverräter hat es schon immer gegeben.«

Diesem Claus fielen bald die Augen aus dem Kopf, ehe er zu Peter schaute. Und Peter meinte schulternzuckend: »Tja, mein Lieber, das ist meine kleine Sozialistin. Mit der ist nicht gut Kirschen essen.«

Er drehte sich um und legte eine Platte auf. Bald darauf verabschiedete sich Claus. Das hätte mich ruhig stimmen müssen, obwohl ich fühlte, wie meine Hände langsam feucht wurden. Was würde mit der Liebesnacht werden? Hatte ich mal wieder alles verpatzt?

Und wenn es doch eine geben würde? Musste ich mich vor ihm ausziehen? Oder zog er mich aus? So Stück für Stück, wie man das aus Filmen kannte?

Jede Frage trieb mir ein paar neue Schweißperlen auf die Stirn. Ich begann zu zittern, so als sei ich schwer krank, wie bei einer Grippe, und gleichzeitig spürte ich ein Gefühl, das war Begierde, Verlangen.

Kurz nach Mitternacht hatte sich auch der letzte Gast verabschiedet. Erst verschwand ich im Bad, dann Peter. Reißverschlüsse, Knöpfe, alles hatte ich dichtgemacht. Selbst mein kleines Tuch prangte am Hals.

Planlos ging ich durch alle Räume und landete im Schlafzimmer. Nie zuvor hatte ich so ein großes Bett gesehen. Ich legte mich darauf. Es machte mich fast zu einer Zwergin,

meine ausgestreckten Arme und Beine reichten nicht bis zum Rand. Dabei war ich ein Meter vierundsiebzig groß.

Als Peter aus dem Badezimmer kam, stand ich schnell auf. Ich senkte den Blick und sah, wie seine nackten Füße auf mich zukamen. Mein Blick glitt im Zeitlupentempo höher, zu den Beinen, dem Körper.

Der ganze Peter war nackt. Schnell schaute ich auf die Füße. Peter hob mein Gesicht, strich mir sanft über die Haare, dann fragte er: »Willst du es?«

Ich nickte und schluckte.

»Hast du schon einmal...?«

Ich schüttelte den Kopf.

»Und trotzdem, bist du dir sicher, dass...?«

Ich legte meine Finger auf seine Lippen und nickte. Ich konnte nicht reden. Bedächtig zog mich Peter aus, nicht ganz wie im Film, aber so Stück für Stück ohne Pausen. Dann trat er einen Schritt zurück und schaute mich an. Ich hing gleich wieder an seinem Hals. Peter drückte mich erneut etwas weg. Wieder hing ich an seinem Hals. Das wäre wohl noch eine Weile so gegangen.

Ein Griff zum Lichtschalter. Schummerlicht. Auf einmal stand ich entspannter. Ich spürte Peters Finger über meinen Hals gleiten, über meine Brüste, sie strichen weiter um die Brustwarzen und malten dann magische Kreise auf meinem Bauch.

Wir glitten zusammen auf das Bett. Nun suchten seine Lippen meinen Körper, zärtlich und sanft. Als seine Finger sich in mich hineintasteten, beruhigte er mich: »Es könnte etwas wehtun. Ich werde vorsichtig sein.«

Er führte meine Finger an seinem Körper entlang, legte sie auf seinen Penis. Hart und fest. Zaghaft umfasste ich ihn. Schließlich führte Peter meine Hand. Ich wurde lockerer und wilder.

Und dann kam der Schmerz, wie glücklich war ich über diesen Schmerz, den Schmerz meiner ersten Liebesnacht. Und schon sehnte ich mich nach der nächsten.

Am Sonntag wollte mir Peter Potsdam zeigen. Die Sonne schien warm an jenem Tag, und die Luft war voller Frühlingsversprechen. Peter löste die Fahrkarten und zog mich durch das Menschengewühl zum hinteren Ausgang. Plötzlich ein Schild: *Anhalter-Bahnhof-Zoo-Westkreuz*. Abrupt blieb ich stehen. Die Menschen schubsten und stießen mich ein Stück vorwärts. Ich klammerte mich an das Geländer.

»Ich denke, wir fahren nach Potsdam?«

»Ja, ja, über Zoo. Das geht direkt. Im Außenring fährst du fast zwei Stunden.«

»Aber ich darf doch nicht nach Westberlin. Ich musste es bei der Immatrikulation unterschreiben.«

»Wir fahren nur durch. Nimm das alles nicht so wörtlich! Glaub mir, deine Dozenten fahren nicht nur durch, sie steigen aus und kaufen am Ku'damm ein. Natürlich werfen sie einen Blick in die Runde, dass ja kein Märchenauge in der Nähe steht.«

»Bitte? Was sollen diese dämlichen Märchenaugen? Aus dem Märchenalter bin ich raus.«

Peter lachte und lachte, unverschämt lange. So ein Lachen wie im Pressecafé.

»Ist das denn nicht bis in die Provinz vorgedrungen? Ach, meine kleine Sozialistin, Märchenaugen nennt man das Parteiabzeichen der SED. Es steht für Märchen. Verstehst du?«

»Nein, denn mein Vater hat so ein Märchenauge.«

»Dein Vater ist in der SED?«

»Ja, und ich bin stolz darauf.«

»So?«

»Ja, gleich nach dem Krieg hat er als Theaterleiter in Halle den Aufbau der Kulturabteilung mitgeleitet. Alles haben seine Genossen und er organisiert.«

»In Halle?«

»Ja, am Anfang, später war er dann in Weißenfels.«

»Hat Weißenfels überhaupt ein Theater?«

»Nein, nein, dort hat er dann die Filmtheater geleitet.«

»Aha, degradiert, von seinen Genossen.«

»Nein, er ging freiwillig nach Weißenfels, weil er dort

gebraucht wurde. Mit seiner Hilfe konnten zwei Kinos wieder eröffnet werden, und das in kurzer Zeit.«

»Hmm«, murmelte Peter.

»Du scheinst darüber gar nichts zu wissen«, ereiferte ich mich. »Wenn deine Märchenaugen nur Märchen erzählen würden, dann hätte es noch lange kein Kino, kein Theater gegeben. Dann wärest du nun arbeitslos.«

Peter piffte durch die Zähne. »Ehekrieg mit meinem blonden Engel, und wir sind nicht einmal verheiratet. Jetzt hast du mich zum Fressen gern.«

Ich lachte, zwar etwas gequält, aber ich lachte. Und auf einmal wollte ich schnell sein, hastig stieg ich die Stufen empor. Plötzlich fiel mir dieser Unbekannte ein. Langsam tasteten meine Augen sich durch das Menschengewühl. Ich entdeckte ihn nicht. Was sollte er auch hier? Wie und wo sollte er rühren bei diesem Geschiebe?

In der S-Bahn hätten wir zwei Fensterplätze haben können, doch Peter setzte sich neben mich. Er legte seinen Arm um meine Schultern.

Ich ließ es geschehen, obwohl mein Körper gespannt war. Peter musste es bemerkt haben, denn er nahm den Arm wieder weg. Ich lehnte mich zurück, schloss die Augen. Möglichst rasch wollte ich in Potsdam sein.

Türen öffnen, Türen schließen, ein Ruck beim Anfahren, ein Ruck beim Stillstand. Plötzlich ein vertrauter Duft. Ein Potpourri von Düften. Das Pressecafé. Ich weiß noch, wie ich mich neugierig zum Fenster reckte. Ich blickte auf Straßen mit buntem Treiben, mit Stühlen, Tischen, gestreiften und gepunkteten Sonnenschirmen, mit Ständen voller Obst und Gemüse und leuchtenden Blumensträußen. Die Menschen wieselten dazwischen hin und her und schienen kaum einen Blick für dieses Farbspiel zu haben. Das musste Westberlin sein. Ich staunte, meine Laune besserte sich zusehends. Steigerungen waren noch möglich. Und sie kamen in Sanssouci.

Vor dem Eingang in den Park stand die Verlockung, eine Imbissbude mit einem Riesenschild: ›Goldbroiler knusprig gegrillt‹.

Peter lud mich ein. Mit einem Bier und einem halben Hähnchen feierten wir Versöhnung. Die Krönung war ein Kuss, dann fasteten wir uns an und rannten in den Park hinein, vorbei am Teehäuschen bis hin zum Schloss.

Wir waren übermütig und lustig und spielten Theater. Ich verbeugte mich vor dem Schloss, versuchte mich in einem Hofknicks und wäre dabei fast umgefallen, denn das Bier tat seine Wirkung.

Ich verstellte meine Stimme, gab ihr einen getragenen dunklen Klang: »Majestät, gnädigster Großer Kurfürst Friedrich Wilhelm, Ihre untertänigste Dienerin bedankt sich bei Ihnen, dass Sie dieses Stück Land, das so oft verpfändete Potsdam, erworben haben. Ja, auf Freunde soll man hören.«

Ich schielte zu Peter, dann sprach ich weiter: »Ihr Freund, Moritz von Nassau, wollte ein Paradies. Und es ist eins geworden.

Wie gern hätte ich Majestät zur Seite gestanden, aber 1660 hätte ich nicht leben mögen. Der Grund, Majestät? Er heißt Peter Zimmermann. Und der lebt leider erst dreihundert Jahre später.«

Als Peter klatschte, bekam ich glänzende Augen voller Stolz. Wir liefen mit der Sonne um die Wette. Lustgarten, Rehgarten, die terrassierten Weinberge, das ›Neue Palais‹. Alles war noch kahl und hielt Winterruhe. Schließlich landeten wir schon ziemlich müde im ›Russischen Dorf‹.

Leider gab es keine Ausstellung. Das Café war geschlossen. Die Terrasse war leer. Ein paar Stühle standen an der Hauswand zusammengeklappt. Zwischen Bierkästen Reste von Schnee. Rinnsale auf dem Boden. Peter holte einen Tisch, klappte ihn auf und stellte ihn an die Hauswand des Cafés.

Mit seinen Handschuhen wedelte er den größten Schmutz vom Tisch. Ein schneller Griff, er packte mich bei den Hüften und setzte mich auf den Tisch. Schwungvoll landete er neben mir. Wir lehnten uns an die warme Hauswand. Auf dem Baum gegenüber saß eine Krähe und beäugte uns, bis sie unruhig wurde, die Flügel öffnete und davonflog. Versonnen schaute ich ihr nach. Sonne, Natur, Wortlosigkeit. Sanssouci.